

»Mit scharfem Blick und feinem Ohr«
Symposium im Literaturhaus München
für Kritiker, Übersetzer und Lektoren
24. und 25. Juni 2010

Joachim Kalka:
Erinnerung an die Sprachkritik

Meine Damen und Herren!

Die ehrenvolle Einladung, hier heute Abend vor Ihnen einen Vortrag über Sprachkritik zu halten, hat mich erfreut, macht mir aber fast ein wenig bange. Das Thema hat es nämlich, um noch einmal einer uns allen so vertrauten wie unbekanntem kleinen Wendung nachzulauschen, in sich. Wenn Sie dem Satz „Es hat es in sich“ kurz zuhören und sich die Frage stellen, welche syntaktische und - könnte man sagen - metaphysische Funktion diese beiden Es haben - *Es* hat *es* in sich - , und was es mit dem Reflexivum „in *sich*“ auf sich haben mag, wohin diese reflexive Bewegung führt, dann mögen Sie ein leises Schwindelgefühl empfinden und haben damit bereits eine winzige Propädeutik zur Sprachkritik an sich - in sich.

Worauf soll man auf diesem sehr weiten Feld das Augenmerk richten? Das zunächst Verblüffende ist der Umstand, daß die Sprachkritik in den letzten hundert Jahren zwei scheinbar entgegengesetzte Ausprägungen gefunden hat, die aber beide auf paradoxe Weise zusammenhängen: einmal Mißtrauen der Sprache gegenüber, die philosophisch als eine Art Theater falscher Einflüsterungen erscheint, und andererseits grenzenloses ehrfürchtiges Vertrauen, das der Sprache eine höhere moralisch-ästhetische Wahrheit attestiert. Beides ist kritisch pointiert, denn auch das Vertrauen gilt ja dem Insgesamt der Sprache, das einzelnen törichten oder sprachmoralisch dubiosen Sprechern gegenüber in Schutz zu nehmen ist.

Zunächst das Mißtrauen. Der Begriff der Sprachkritik hat seine philosophische Geschichte oder Vorgeschichte, die in den Referenzwörterbüchern der Philosophie zu finden ist. Hier ist die Sprachkritik, sozusagen parallel zur Kantschen Erkenntniskritik, eine Untersuchung über die Schwierigkeiten - vor allem die Scheinprobleme - welche die Sprache durch ihre allzuvertrauten Metaphern, ihre trügerisch wohlbekanntem Art der

Wortbildung und Satzkonstruktion, also bereits durch ihre innersten Strukturen der philosophischen Reflexion in den Weg legen kann. Ein schlichtes Beispiel, bei dem ich es belasse: Die Parallelität der Sätze „Ich habe Hunger“ und „Ich habe einen Mantel“ legt nahe, daß die beiden Zustände oder Beziehungen, die hier jeweils mit demselben Verbum „haben“ bezeichnet werden, ebenfalls parallel oder sogar identisch sein müßten. Was nicht der Fall ist. Die Sprachskepsis erreicht um 1900 in Philosophie und Literatur einen Höhepunkt; der berühmteste aus solcher Skepsis hervorgegangene Epochentext ist Hofmannsthals Chandos-Brief 1902. Heute weniger bekannt, doch der Erinnerung durchaus würdig ist das radikale Sprachdenken von Fritz Mauthner. Ein hübsches Denkmal hat der von Mauthner zutiefst beeinflusste Christian Morgenstern dem Lehrmeister errichtet (Morgenstern, dessen *Galgenlieder* vielleicht der schönste und gültigste Ausdruck Mauthnerscher Skepsis sind, einer hier wunderbar produktiv gewordenen Skepsis) - und zwar in einem der Texte aus der satirischen Montage „Aus dem Anzeigenteil einer Tageszeitung des Jahres 2401“. Auf Mittelachse gesetzt erscheint hier folgende Ankündigung: „Vorankündigung / 22. November Fritz-Mauthner-Tag 22. November / Spectaculum grande / Großes Wörterschießen! Preise bis zu 1000 M! / Mittelpunkt der Veranstaltung: / Zehnmaliges Erschießen des Wortes / „Weltgeschichte“ / durch je zehn Scharfschützen / zehn deutscher Stämme. / Das Festcomité / der Vereinigung zur ordnungsgemäßen Erschießung / verurteilter Wörter.“ Dies drückt sehr schön den Impuls des Mauthnerschen Mißtrauens aus, die Wendung gegen den leeren, mehr noch: den faulenden, korrupten Begriff. Die Sprache muß gesäubert werden. Das rabiat Anarchische dieses Destruktionsvorhabens, in dem sich schon der Dadaismus anzukündigen scheint, hat aber gar nichts gemein mit völkischen Bestrebungen zur „Sprachreinigung“, nicht das Fremde soll eliminiert werden, sondern das Dummgewordene, nicht das Undeutsche, sondern das Antisprachliche, das der vernünftigen Kognition Entgegenstehende. Die dreiste Simulation von Sinn durch die abgehalfterte Phrase, das ist es, was „erschossen“ werden soll. Der Gedankengang einer solchen Sprachreinigung kehrt noch bei Brecht wieder, der hier sowohl vom Konfuzianismus beeinflusst scheint wie von Karl Kraus.

Wenn ich sage: Die Sprache ist verwirrend, kann dies ein - poetisch beraushtes - Lob sein oder eine höflich indirekte Kritik an den Unzulänglichkeiten des Hörers. Es kann sich aber auch grundsätzliche Sprachskepsis ausdrücken. In spielerischer Form finden wir die elementare Verwirrbarkeit durch das Wortmaterial an einer schönen Stelle des

Tristram Shandy. "Twas not by ideas - by Heaven; his life was put in jeopardy by words." - „Nicht durch Ideen - beim Himmel, sein Leben geriet in Gefährdung durch Wörter.“ Das schreibt Sterne im zweiten Kapitel des zweiten Buches über den legendären Onkel Toby, der bei seinen ewigen Versuchen, im Gespräch die Erinnerungen an den Höhepunkt seines Lebens, die Belagerung von Namur, wiederzugeben, sich unweigerlich in der komplizierten Topographie der Schanzwerke und in den *terminis technicis* der Militärarchitektur so verheddert, daß er mitten auf dem Schlachtfeld festsetzt, nicht mehr weiter weiß, nicht vor noch zurück, und „in Lebensgefahr gerät“. Gehen wir zurück an den Anfang dieses großen Romans - von dem wir eine große Übersetzung besitzen - , an den äußersten Anfang, noch vor das erste Kapitel, so finden wir ein griechisches Motto: „Tarássei tous anthrópous ou ta prágmata, allà ta perì tōn pragmatōn dógmata.“ Dies ist ein Satz von Epiktet, also ein stoischer Satz, den man mit einer gewissen philosophischen Gewichtung übersetzen könnte: „Es werden die Menschen nicht von den wirklich vorhandenen Dingen verwirrt, sondern von den Meinungen, die es über diese Dinge gibt.“ „Tarássei“ ist eigentlich stärker als „verwirrt“, fast könnte man übertragen: „Nicht die Dinge, sondern die Theorien über die Dinge *entsetzen* die Menschen.“ Diese Meinungen, diese Theorien sind natürlich Sprache. Diese frühe Sprachskepsis ähnelt in etwa dem, was man später „Ideologiekritik“ genannt hat (wobei man gerne das bei Marx so wichtige Moment des *notwendig* falschen Bewußtseins vernachlässigte). In einem bekannten Gedicht, das der vierten der zu den *Galgenliedern* zusammengeschlossenen Sammlungen den Titel gab, *Der Gingganz*, läßt Morgenstern zwei Gegenstände in einem Wandergespräch agieren: „Ein Stiefel wandern und sein Knecht /von Knickebühl gen Entenbrecht.“ Bei der Unterhaltung zwischen einem Stiefel und dessen Stiefelknecht erwächste die Figuration des „Gingganz“ aus der vom Stiefel gesprochenen Zeile: „Ich *ging ganz* in Gedanken hin“. Der Sammlung setzt Morgenstern nun den Satz voraus: „Gingganz ist einfach ein deutsches Wort für Ideologe“, was die Entschuldigung des Stiefels unnachgiebig kommentiert. Denn Versunkenheit in Gedanken heißt genau deren Kontaminierung durch die trügerische Logik der Sprache: „Urplötzlich auf dem Felde drauß / begehrt der Stiefel: Zieh mich aus!“

Der bedeutendste sprachskeptische Philosoph dieser Ära ist Wittgenstein. In einem berühmten Satz spricht er, der in den letzten hundert Jahren wohl wie kein zweiter über

den Zusammenhang von Sprache und Philosophieren nachgedacht hat, von den „Beulen“, die sich das Philosophieren beim Anrennen gegen die Grenzen der Sprache hole. Das Großartige ist, daß der Philosoph hier nicht vor einem gänzlich unbegrifflichen Vergleich zurückschrickt. Überhaupt ist Wittgenstein, wie man weiß, ein leidenschaftlicher Verehrer von Dichtung gewesen, wobei er ein fruchtbar eklektischer Leser war. Wenn man es nicht irgendwann einmal erfahren hätte und lediglich raten sollte, käme wohl kein Mensch darauf, von welchem Autor das erklärte Lieblingszitat Wittgensteins stammt. Es ist Wilhelm Busch. Das Zitat aber - aus der Erzählung „Eduards Traum“ - lautet: „Und Spaß beiseit’, meine Freunde, nur wer ein Herz hat, kann so recht fühlen, und zwar von Herzen, daß er nichts taugt. Das weitere findet sich.“ In seinem Aufsatz über Wittgenstein und Karl Kraus zitiert Werner Kraft noch einen anderen Lieblingssatz Wittgensteins; er ist von Nestroy und gehört auch zu den immer wieder zustimmend von Kraus zitierten Sätzen dieses Autors. Er hat nicht die wunderbar unmittelbare Komik mancher Einfälle Nestroys („Die Phönizier haben das Geld erfunden, aber warum so wenig?“), er ist etwas tückischer, *raisonnierend*, absurd und korrekt: „Überhaupt hat der Fortschritt das an sich, das er viel größer ausschaut, als er eigentlich ist.“ Die politische Skepsis von Kraus wie Wittgenstein fand diesen Satz kongenial, doch ist ihr Interesse Wittgensteins gewiß sprachkritisch motiviert, dann was heißt „Fortschritt“ hier anderes als das Reden über den Fortschritt, das Gerede vom Fortschritt?

Ein aphoristischer Satz Wittgensteins wie „Der Philosoph behandelt eine Frage; wie eine Krankheit“ erinnert - nicht zuletzt durch das Semikolon - stark an Kraus. Diesem fühlte sich Wittgenstein eng verbunden. Als er im Juli 1914 an Ludwig von Ficker schrieb mit der Bitte, in seinem Auftrag 100000 Kronen aus seinem väterlichen Erbe an zwei österreichische Dichter zu verschenken (Ficker wählte Trakl und Rilke), da begründete er seine Bitte damit, daß er in der *Fackel* die Würdigung von Karl Kraus durch von Ficker zitiert gefunden habe sowie die Worte über von Ficker von Kraus. Die moralische Autorität von Kraus ist hier evident. Aber das Verhältnis zur Sprache ist in entscheidenden Punkten ein gegensätzliches. Es genügt, zwei Zitate einander gegenüberzustellen: „So möchte ich mich, ohne dabeigewesen zu sein“, schreibt Karl Kraus, „auf den ersten Mund berufen, der ‚Smaragd‘ gesagt hat, als das erste Auge ihn sah, und gar nicht anders konnte, als ihm diese Konsonanten abzusehen, diese Farbe abzuhören...“ Dagegen Wittgenstein, über die Beziehung von Objekt und Betrachter, in

einer seltsamen, fast unheimlichen Beschreibung: „Und so eine *seltsame* Verbindung hat wirklich statt, wenn nämlich der Philosoph, um herauszubringen, was *die* Beziehung zwischen Namen und Benanntem ist, auf einen Gegenstand vor sich starrt und dabei unzählige Male einen Namen wiederholt oder ‚dieses‘.“ Die Zitate finden sich in dem Aufsatz, den Werner Kraft über die beiden Autoren geschrieben hat; Kraft ist unter den Autoren, die von Karl Kraus und dessen Sprachkritik entscheidend geprägt worden sind, der größte Kritiker.

Karl Kraus verkörpert gegenüber dem philosophischen Sprach-Mißtrauen die andere Position, die eines Urvertrauens in die Logik der Sprache. Ihm ist die Sprache nicht ein Schleier zwischen dem Subjekt und der Wahrheit, nicht ein Minenfeld der *idées reçues*, sie ist die Matrix und der Garant der höheren Wahrheit. So, wie die großen Schriftsteller die prophetische Kraft der absoluten Wahrheit besitzen - „Shakespeare hat alles vorausgewußt“ - , so hat die Sprache die Macht, die Wahrheit zu erweisen. Sprachkritik entfaltet sich nicht als philosophische Skepsis, sondern als akribischer Dienst an der dichterischen wie moralischen Wahrheit aus sich hervorbringenden Sprache. Dichtung und Moral werden hier identisch, so daß Kraus sagen konnte: „Seitdem ich weiß, von wem das Gedicht ist, gefällt es mir nicht mehr.“ Ein solcher Satz ist, wie kaum eigens angemerkt werden muß, methodisch nicht übertragbar. Brecht hat in seinen Bemerkungen zu Karl Kraus helllichtig ausgeführt, daß die klassische Technik der *Fackel*, die des unkommentierten Zitierens, die durch das Zitat den Gegner vernichtet, vor allem durch das Schweigen wirkt, welches der Autor folgen läßt. Ein solches Schweigen setzt eine unbedingte moralische Autorität voraus, die über einen langen Zeitraum hinweg erworben und stets bestätigt wurde.

Es gibt eine amüsante kleine Nebenform dieser Zitiertechnik bei Kraus. Was Sprachkritik für den Übersetzer - so oder so, so und so - bedeuten kann, ist dem hier Dargelegten eigentlich implizit, aber als kleine Hommage an unseren Berufsstand möchte ich etwas vorstellen, was bei Kraus quasi in umgestülpter Form die Logik der Übersetzung demonstriert. Zu den Vorbildern des jungen Karl Kraus und der *Fackel* gehörte Maximilian Harden mit seiner Berliner Zeitschrift *Die Zukunft*. Rasch setzte ein Zerwürfnis ein, das neben unmittelbar privaten Gründen durch zwei Kraus zutiefst suspekten Züge der Hardenschen Publizistik ausgelöst wurde: durch dessen Usance, politische Gegner durch sexuelle Denunziation zu bekämpfen, und durch seinen

manieriert aufgeputzten Stil. Der Satiriker Kraus veröffentlichte nun gelegentlich in seiner Zeitschrift ein paar Seiten „Übersetzungen aus Harden“, in zwei Kolumnen, links ein Originalzitat, rechts eine Übersetzung. Diese vereinfacht zunächst nur das eitel Komplizierte. Aus „Unterm Wonnemond ein borussisches Sodom bezetern“ wird „Im Mai über preußische Sittenverderbnis klagen“. Statt „Der liebste Kömmling“ steht rechts „Der willkommenste Besuch“. Harden hatte eine affektierte Abneigung gegen das Binde-S bei zusammengesetzten Wörtern, und hat, so gerne er sich feiern ließ, nie seinen „Geburtstag“ erwähnt: „Nie hat er das Wort geschrieben. Es ist die geheime Tragik in seinem Leben.“ Und wenn Harden nun schreibt: „Vollreifen Mädchen von Verführungfährnis sprechen“, übersetzt Kraus: „Mit erwachsenen Mädchen Alliteration treiben und ihnen im entscheidenden Moment doch das ‚s‘ vorenthalten.“ Soweit die Kritik der outriert barocken Sprache. Einen entscheidenden Schritt weiter geht Kraus, wenn beispielsweise Harden in einem Reisefeuilleton aus Marseille schreibt: „Auf dem Cornicheweg ist’s leerer als sonst beim Dämmern eines Sommerabends“ und der Übersetzer trocken danebenstellt: „Ich bin zum ersten Mal in Marseille, aber so leer war’s noch nie“. Hier ist bereits die Haltung hinter dem Ausdruck gemeint, das Auftrumpfende, Lügenhafte. Hardens Sprache, das „Desperanto“, wie Kraus sie nennt, wird demaskiert, damit die Trivialität dahinter zum Vorschein komme. „Wer weiß, was ein Wort bedeutet? Wenn ich nicht einst dem Schöpfer dieser Sprache auf den Kopf zugesagt hätte, daß der Satz ‚Strahlt die Miauzer‘ soviel bedeuten müsse, wie ‚Streichelt die Katzen!‘, noch heute würde man in jenem Dunkel tappen, in dem zwar die Miauzer sehen können, nicht aber die, welche sie strahlen sollen. Da diese Sprache heute nur einer ganz und gar beherrscht, so können die anderen von Glück sagen, wenn sie ein Zipfelchen des Verständnisses erhaschen. Sie ist ein schweres Kleid von Brokat, das einer gezwungen ist schwitzend über den alltäglichsten Gedanken zu tragen. Diese zu enthüllen und in einem übertrieben alltäglichen Gewand, in dem sie sich wohler fühlen, zu präsentieren, soll nicht zuletzt der Zweck der philologischen Übung sein. Jeder mag aus ihr lernen, wie leicht es ist, eine schwer verständliche Sprache zu sprechen, und daß nur die liebe Not ein so prunkvolles Leben fristet.“

Die überragende Bedeutung von Karl Kraus für die Reflexion über Sprache, für die Sprachkritik im ganz emphatischen Sinne, hängt eben mit dieser *moralischen* Sprachkritik zusammen, die bei so verschiedenen Autoren wie Adorno und Scholem, Benjamin und Canetti nachgewirkt hat. Sie exemplifiziert sich auch in seinem

berühmtesten Werk, dem riesenhaften Theaterstück (bestimmt für eine Bühne auf dem Planeten Mars) *Die letzten Tage der Menschheit*. Dieser Text, entstanden während des Ersten Weltkriegs und wie eine Brennlinsen die ganze Gemeinheit und Bewußtlosigkeit einer Epoche sammelnd, macht sich anheischig, zu demonstrieren, daß das ständige Gesumm des Alltagsgeschwätzes nicht nur als Begleitmusik zur Katastrophe des Krieges, des Massenmords, der Verelendung ertönt, sondern daß derartiges Geschwätz die Voraussetzung, ja, die Ursache für den Untergang der Menschheit ist. "Menschheit" ist im Titel des Stückes durchaus auch dem Wortgebrauch der Goethezeit entsprechend zu hören als "Menschsein", "Menschlichkeit", "Humanum". Der radikalen Sprachkritik von Karl Kraus liegt der Satz zugrunde: "Man muß damit anfangen, sich sprechen zu hören, darüber nachdenken, und alles andere wird sich finden." Welch seltsames Echo verbindet diesen Satz mit dem oben zitierten von Wilhelm Busch - „Nur wer ein Herz hat, kann so recht fühlen, und zwar von Herzen, daß er nichts taugt. Das weitere findet sich.“ In beiden Sätzen wird ein Punkt evoziert - ein Punkt der Empfindungskraft, des Aufhorchens - mit dessen Erreichen alles weitere, alles andere sich findet. Dieser geheimnisvolle archimedische Punkt wird in beiden Fällen markiert durch Reflexivität. Das Herz kann spüren, daß man nichts taugt - von Herzen. Der Sprecher denke über das, was er hört - was er sich selbst sagen hört - nach.

"Seine Sprachtechnik hat einen Raum geschaffen, in dem er, ohne etwas hinzuzutun, Blindes, Intentionsloses und Chaotisches strukturiert wie ein Magnet eisernen Abfall, der in seine Nähe gerät." Das schrieb Adorno über Karl Kraus, und er schreibt über "diese Fähigkeit", es gebe für sie "kaum ein andres Wort ... als das peinliche 'dämonisch'." Im Zentrum dieses Magnetismus vibriert der Abfall - die Phrasen, die abgegriffenen Redewendungen, die sich noch immer originell dünkende Stereotypie. Es gibt hier Formen, die in ihrer Bewußtlosigkeit von großer komischer Kraft sind; man kann in diesen süßen Abhub der Sprache „verhaßt“ sein (wie Kraus einmal schrieb), und so verschiedene Autoren wie Swift und Flaubert, Wodehouse und Henscheid haben - mit verschiedenen Techniken - auf die Faszinationskraft der Phrase reagiert. Manche dieser Wendungen zehren von einer ungleichzeitigen Suggestion origineller Bildlichkeit („Das ist noch nicht in trockenen Tüchern“). Die von Uwe Pörksen in einem wichtigen Buch seziierten "Plastikwörter" ("Information", "Struktur", "Kompetenz") präsentieren scheinhafte Modernität und Präzision. Flauberts „Sottisier“ hatte einst mit entomologischer Lust die Schlagwörter aufgelesen, mit denen die

beredete Dummheit sich durchs gesellschaftliche Leben bringt, *les opinions chic*; vergleichbar hat Kraus in sechs Heften der frühen Fackel, 1905-1906, selber gelebt und von Lesern eingesandte Phrasen in einer speziellen Rubrik abgedruckt, Bemerkungen wie „Der arme Zar, der hat auch nichts zu lachen“, Fragen wie „Mit wem lebt die jetzt eigentlich?“ und Aufwallungen wie das unnachahmliche „Die Kunst soll uns erheben - den Schmutz der Gasse habe ich zu Hause.“ (Letzteres ein gutes Beispiel für die unbewußt - großartig komische Phrase.) Am Schein solcher Nullität setzt Kraus an. Die Phrase glaubt, auf jene Ernsthaftigkeit des Ausdrucks noch pochen zu können, die sie selbst so gründlich subvertiert. Unsere Sprache wimmelt von Wendungen und Redensarten, die vom Phrasenhaften infiziert sind. Was große Dichtung hier vermag, das kann mit einem einzigen Zitat illustriert werden. Wenn in Kafkas „Bericht für eine Akademie“ der Affe Rotpeter spricht: "Es gibt eine ausgezeichnete deutsche Redensart: sich in die Büsche schlagen; das habe ich getan, ich habe mich in die Büsche geschlagen", so verdeutlicht dies wunderbar, wie eine journalistisch und alltagssprachlich stumm und tot gewordene Redewendung wieder zu beredtem Leben beschworen wird.

Die Komik, die darin liegt, daß die Menschen gestaltlose Phrasen verwenden, hat Kraus gerne konkret vorgeführt - etwa wenn er in den *Letzten Tagen der Menschheit* einen Volksredner rufen läßt, etwas sei "mit Händen zu greifen" und die Regieanweisung hinzusetzt: "(er) tut es". Kraus war ein souveräner Mime und hat auf die Phrase in der Tageszeitung reagiert wie der Schauspieler auf sein Stichwort. Adorno hat hier die "Wurzel der Kraus'schen Witze" entdeckt: "In ihnen macht die Sprache die Gesten der Sprache nach wie die Grimassen des Komikers das Gesicht des Parodierten. Die konstruktive Durchbildung der Sprache von Kraus ist, bei all ihrer Rationalität und Kraft, ihre Rückübersetzung in Gestik." "Das mimische Genie, das in der Glosse nachmacht, in der Polemik Fratzen schneidet", wie auch Benjamin über Kraus schrieb, weiß die ahnungs- und bewußtlos gesprochene und geschriebene Phrase so zu wiederholen, daß sie ihre Wahrheit (die Lüge) preisgeben muß. (Mit dem „mimischen Genie“ sind wir übrigens mit einem Mal ganz dicht beim Übersetzen.) Andererseits ist Kraus' Bühne, auf der er alles so nachspricht, daß es komisches Zeugnis vom Grauen ablegen muß, auch ein Gerichtssaal. Wieder Benjamin: "Man versteht nichts von diesem Manne, solange man nicht erkennt, daß mit Notwendigkeit alles, ausnahmslos alles, Sprache und Sache, für ihn sich in der Sphäre des Rechts abspielt." Damit sind

die Phrasen zuerst Indizien, detektivisch verfolgte Spuren, und dann Beweisstücke auf dem Richtertisch. Die profunde Sättigung von Kraus' Denken mit juristischen Kategorien und seine detaillierte Beschäftigung mit dem Strafrecht hat Reinhard Merkel nachgewiesen; seine Studie liefert den Hintergrund für sprachkritische Metaphern wie „das Recht der abhängigen Nebensätze“ im Werk von Kraus. Mit dieser Situierung in der Sphäre des Rechts - oder, in messianischer Steigerung: der Gerechtigkeit - wird auch die ungeheure Aggressivität der Polemik klarer. Auf der ersten Seite des ersten "Fackel"-Heftes schreibt Karl Kraus, mit ironischer Verwandlung eines Goethe-Satzes: "Das politische Programm dieser Zeitung scheint somit dürftig; kein tönendes 'Was wir bringen', aber ein ehrliches 'Was wir umbringen' hat sie sich als Leitwort gewählt. Was hier geplant wird, ist nichts als eine Trockenlegung des weiten Phrasensumpfes..." Das Trockenlegen des Sumpfes - mag auch in der Nähe eines Goethe-Zitats der Leser sich an den greisen Faust erinnern - ist eine von der Politikerphrase tatsächlich gar nicht so weit entfernte Pathosformel. Der Weg, den Kraus zurücklegte, führte weg von diesem journalistischen Pathos zu dem höheren der Dichtersprache, die auch die Satire regiert.

In seinem Nachruf 1936 sagte Alfred Polgar von Karl Kraus: "Er war Hüter im Bezirk des Geistes, eifervoll bis zum Berserkerhaften im Attackieren und Abweisen derer, die ihm den geheiligten Bezirk zu verunreinigen schienen... Der Sache, an die er glaubte, diente er als ebenso treuer wie tyrannischer Diener." Zwei Jahre später schrieb er: "Die Sprache war für ihn ein magischer Bezirk, der sich um so weiter dehnte, je tiefer er in ihn eindrang, und dessen Geheimnisse um so zahlreicher wurden, je mehr ihrer seinem Geist zu enträtseln gelang." Geheiligter Bezirk, magischer Bezirk - das sind Formulierungen, die den Ausnahmecharakter dieses Lebens und Werkes deutlich machen. Und doch erscheint die moralische Haltung, welche in der Sprache einen Bezirk der höheren Wahrheit findet, unerwartet bei einem wesentlich anderen Autor - nüchterner, aber ebenfalls unbedingt. In dem berühmten Brief an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Bonner Universität, welche ihm soeben den Ehrendoktor wieder aberkannt hatte, einem Brief, der Trauer um das „verdüsterte und mißbrauchte Deutschland“ ausdrückt und Zorn, gibt Thomas Mann unter dem Datum „Neujahr 1936/37“ aus Küsnacht eine Selbstbeschreibung, in der er sich unter anderem bezeichnet als einen „deutsche(n) Schriftsteller, an Verantwortung gewöhnt durch die Sprache; ein(en) Deutsche(n), dessen Patriotismus sich - vielleicht naiverweise - in dem

Glauben an die *unvergleichliche moralische Wichtigkeit* dessen äußert, was in Deutschland geschieht..." Die erstaunliche und hervorzuhebende Formulierung ist, daß dieser deutsche Schriftsteller von sich mit Entschiedenheit sagt, er sei „an Verantwortung gewöhnt durch die Sprache“. Die Instanz der Sprache legt dem Schriftsteller - und eigentlich jedem, der mit der Sprache zu leben gelernt hat - Verantwortung auf, eine moralische, implizit - insbesondere in Zeiten der Barbarei - eine politische.

Die Sprachkritik kann von Karl Kraus alles lernen; imitieren darf sie ihn nicht. Aber sie kann an seiner eigenen Entwicklung und an seinen zahllosen Interventionen studieren, worum es ginge. Nicht das Unbeholfene, eigentlich auch nicht unbedingt das gerne mit allzuweit ausholender Geste aufgespießte Falsche ist der wahrhaft legitime Gegenstand der Sprachkritik, sondern die Phrase, das Hohle, das, was die Gegenwart der reflektierten Sprache ist. Was privat nur unbeholfen bleibt, wird öffentlich - beim Gang in die Politik, beim Auftritt in den Medien - rasch phrasenhaft. Der Hohlraum der Phrase kann sich mit einer Verlogenheit füllen, die hohe Toxizität besitzt. Das letzte wirklich große systematische sprachkritische Unternehmen in Deutschland waren die essayistischen Analysen, die nach dem Zweiten Weltkrieg ein Kreis von Autoren um Dolf Sternberger mit großem Ehrgeiz zum *Wörterbuch des Unmenschen* versammelten. Hier wurden, auf Grundlage von kritischen Versuchen schon während des Dritten Reiches, einzelne der Vokabeln aus dem Sprachgebrauch jener Zeit behandelt, von „Gleichschaltung“ bis „Mädel“; entstehen sollte ein Gesamtbild des Nationalsozialismus, gezeichnet durch Sprachkritik. Peter v. Polenz und andere Vertreter einer strukturalistisch inspirierten Germanistik haben in den sechziger Jahren dieses Projekt als naiv kritisiert; man sprach von einer „panlinguistischen Überschätzung der Macht der Sprache über das Denken“ und merkte an, die deutsche Saussure-Rezeption habe einfach zu spät eingesetzt. Das ist nicht unrichtig, doch stellt das *Wörterbuch* den Versuch dar, in bewußter Anlehnung an Kraus und ohne eigentlich wissenschaftliche Methodik den Zusammenhang zwischen Sprachverluderung, Gewalt und gesellschaftlichem Entsetzen zu beschwören. Dieser Zusammenhang wird oft in den einzelnen Analysen mit einer gewissen inspirierten Gewalttätigkeit hergestellt. Die Legitimität des Verfahrens liegt aber in einer erfahrungsgesättigten „dichten Beschreibung“ einer Sprachlandschaft, in der die Lüge regiert.

Das Verhältnis von Sprache und Wahrheit ist gewiß komplex, und auf der Höhe dieser Komplexität müßte die Haltung eines Kritikers zur Wahrheit dessen sein, was er verwirft. Ich möchte dies nur andeuten, indem ich einen Satz aus einer Rezension herausgreife, die Max Horkheimer dem Buch *Der Christ und die Geschichte* von Theodor Haecker (einem übrigens tief von Karl Kraus beeinflussten Autor) gewidmet hat. Dieser Satz, in gewisser Weise der Angelpunkt einer ablehnenden Besprechung, lautet: „Durch die Unabhängigkeit von erfolgreichen Zeitströmungen, durch die Treue zu bestimmten Ideen und vor allem durch die ihm innewohnende Sehnsucht nach universaler Gerechtigkeit erweckt <Haeckers> Werk Achtung, wenngleich es trügt.“ Das „wenngleich“ dieser bemerkenswerten Würdigung setzt allerdings voraus, daß der „Trug“ des abgelehnten Werkes außerhalb der Phrase stattfindet, in der sich bewußten Sprache. In der Welt der Phrase gibt es gar keinen hervorzuhebenden Trug mehr, denn sie ist bereits ganz und gar trügerisch.

Was Sprachkritik für das Übersetzen bedeutet, bedarf eigentlich keiner eigenen Darlegung. Als im Jahr 2000 zum ersten Mal der Übersetzerpreis der Stadt München verliehen wurde, quittierte Herbert Schlüter, Jahrgang 1906, die hochverdiente Ehrung in einem Interview mit dem zutreffenden und profunden Satz: "Ich kann halt gut Deutsch." Eine Sprache können, das hieße wohl, ihr mit jener innigen Mischung aus Mißtrauen und Vertrauen zu begegnen, wie ich sie zu skizzieren versucht habe. Sprachkritik zielt auf die Totalität von Sprache. Sowohl in dem skeptischen Sinne, den Adorno dem Begriff „Totalität“ beigelegt hat - in dem Sinne, der ein System zweiter Natur bezeichnet, ein ungedachtes. Hier könnte man Goethe zitieren, *Maximen und Reflexionen*, Nr. 604: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität, denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ Nur fortdauernde, dem Sprechen und Schreiben legierte Reflexion über Sprache kann die falsche Selbstverständlichkeit des Bewußtlosen aufheben, das, was man früher gerne mit einem (mittlerweile seinerseits durch Stereotypie weitgehend entwerteten) Ausdruck „Verblendungszusammenhang“ nannte. Man muß stets unsicher sein können. Das häufig kritisierte Sprachfüllsel „sozusagen“, das sich gerne in unsere Rede schleicht, müßten wir eigentlich eher mit einem gewissen Respekt betrachten: Man hat ihm zugutezuhalten, daß es so etwas wie ein kurzes Stocken, einen Zweifel an der Aussagefähigkeit des Folgenden, an unserer Suada

ausdrückt, eine Unsicherheit. Unsicherheit ist nicht Unbeholfenheit. Zu den Motti, die Kraus seiner großen Sammlung *Die Sprache* vorangestellt hat, gehört ein Eigenzitat. Es lautet: „Sprachanweisungen müßten unleserlich geschrieben sein, um dem Sprecher annähernd den Respekt einzuflößen wie das Rezept dem Patienten. Wenn man nur entnehmen wollte, daß vor dem Sprachgebrauch der Kopf zu schütteln sei. Mit dem Zweifel, der der beste Lehrmeister ist, wäre schon viel gewonnen: manches bliebe ungesprochen.“ Hier wird ironisch-aphoristisch vorab ein wenig aufgehoben, was dann in den sardonischen Glossen und den leidenschaftlich bewegten Abhandlungen des Buches *gelehrt* wird - über den Reim; über „nur noch und nur mehr“; über den Ausdruck „Vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt“ und über all das, was hier mit unendlicher Sorgfalt zur Verhandlung kommt. Was den satirischen Duktus des zitierten Mottos mit den wunderbaren Zeilen zum Reim „Er ist das Ufer, wo sie landen, / sind zwei Gedanken einverstanden“ verbindet, ist die Ehrfurcht vor der Sprache. Ehrfurcht: Dieses altmodische Wort ist hier nicht zu umgehen. Eine fast abergläubische Scheu vor etwas Unantastbarem hat diesen Satiriker beseelt.

Totalität meint aber auch etwas anderes, Einfacheres und Ungeheuerlicheres: die Verknüpfung von allem mit allem, das Rhizomatische der Sprache. Das Hin und Her zwischen Erhabenem und Komödiantischem, das Hoch und Niedrig, das Großartige und das Gemeine. Die Sprache ist von heterogener Totalität. Und sie betreibt schließlich die Verknüpfung mit all dem, was zu vergessen wir allzu bereit sind. Um zum Ausdruck zu bringen, was ich hier meine, darf ich ein paar Sätze von der letzten Seite einer der großen Erzählungen des vergangenen Jahrhunderts zitieren. Sie werden sie vielleicht - in der Übersetzung - wiedererkennen. Ein Mann, dem seine Frau nach einem langen, aus einem Vielerlei wechselnder Emotionen zusammengesetzten Festabend von einer frühen, unschuldigen, noch kindlichen Liebschaft mit einem rasch verstorbenen jungen Mann erzählt hat, fühlt, neben ihr im Hotelbett liegend, wie ihm die Augen naß werden. „Die Tränen sammelten sich dichter in seinen Augen, und in der halben Dunkelheit sah er die Gestalt eines jungen Mannes unter einem tropfenden Baum stehen. Andere Gestalten waren nahe. Seine Seele hatte sich dem Bezirk genähert, wo die großen Heerscharen der Toten wohnen. Er empfand, ohne daß er sie begreifen konnte, ihre unstete und flackernde Existenz.“ „Die Toten“ heißt die Geschichte, die letzte in der Sammlung *Dubliners* von James Joyce. Die Toten sind es, um an ein banales Faktum zu erinnern, die das meiste in all unseren Sprachen

gesprochen und geschrieben haben. Die Sprache verändert sich immer, aber sie hält störrisch fest, soviel sie kann. Sie bewahrt den Tod auf und das Leben. Ihre Kritik hätte diese bewahrende Kraft zu fördern, so, wie sie das „Erschießen“ der tot immer noch mit perverser Munterkeit einhergehenden Phrase zu vollziehen hätte. Noch einmal sei Karl Kraus zitiert: „Die Sprache ist die einzige Chimäre, deren Trugkraft ohne Ende ist, die Unerschöpflichkeit, an der das Leben nicht verarmt.“

Eine Version dieses Textes erschien am 28. 6. 2010 in der »Süddeutschen Zeitung«